

Die Fieberkurve

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 48

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Photo Schuh

Wachtmeister Studer, der «schweizerische Sherlock Holmes», ist bereits so volkstümlich geworden, daß man ihn nicht mehr als bloße Romanfigur empfindet, sondern in ihm den Landsmann anerkennt, der mit klugem Kopf und gutem Herzen die kleinen und großen Probleme seines Fahnder-Berufes meistert.

Friedrich Glauser



der Autor der Wachtmeister Studer-Romane,
erzählt Studers neuesten Fall:

Die Fieberkurve

Professor Charly Clerc schreibt in einer Besprechung des erstmals in der ZI erschienenen Romans «Wachtmeister Studer» in der «Gazette de Lausanne» die folgenden Sätze über den Dichter der Studer-Romane, Friedrich Glauser:

«Man darf wohl behaupten, Friedrich Glauser sei als Vierzehnjähriger schon dem Abenteuer verschrieben gewesen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er in der Schulbank saß, in einem unmöglich verfleckten Kittel, der jeder Ordnung Hohn sprach. Ohne den leisesten Groll erinnere ich mich an Glausers überdurchschnittliche Unverschämtheit, an seine Arbeiten, die zwar nur flüchtig hingeschmiert waren, aber trotzdem allerhand versprochen, an seine Lust zu dramatischen Auftritten und Aufschneidereien. Ach, mein lieber Freddy Glauser, wie entsetzlich viel haben Sie wohl seit jener Zeit durchmachen müssen! Auch wenn Sie je sich der Allgemeinheit ein bißchen anzugleichen bemühen sollten, dürfte man unbekümmert schwören, daß Sie nicht in der Haut eines Spießers sterben werden. Sollten Sie einmal Ihre Lebenserinnerungen niederschreiben, dann wird das ein buchhändlerischer Erfolg sein, woran sich sogar jene ausgiebig ergötzen werden, die sicher sind, im Kapitel über Ihre Kindheit rücksichtslose Karikaturen jener Lehrer zu finden, die Ihnen einst Latein, Aufsatz, Botanik und Sittenlehre beizubringen versuchten. Man wird diesen Schilderungen das Grausame zuerst gar nicht anmerken, weil sie ganz anspruchslos und ohne jede beleidigende Absicht niedergeschrieben sein werden, aber Sie verstehen es so sehr, harmlos und teuffisch in einem zusein, daß niemand aufzumucken wagt. Ich kann mir das alles so lebhaft vorstellen, weil ich an Ihrem «Wachtmeister Studer» die Art Ihrer Menschenschilderung beobachtet habe».

Studer bleibt der alte — ein Mann mit weisem Verständnis für die Unzulänglichkeiten der Welt und der Menschen; die Erlebnisse aber, die auf ihn eindringen, sind eigenartig neu und aufregend. Wir beginnen in unserer nächsten Nummer mit diesem bemerkenswerten Roman unseres Schweizer Autors. Heute aber möchten wir Friedrich Glauser auf andere Weise zu Worte kommen und ihn von seinen ungezählten Abenteuern eines aus seiner Schulzeit erzählen lassen. Er betitelt seine Erinnerung:

Schreiben . . .

Die Schulbänke sind alt, alt wie der Raum, in dem sie stehen, alt wie die Schule. Und die Schule ist gegründet worden von Johannes Calvin im sechzehnten Jahrhundert. Das Collège de Genève hat seine Tradition und diese Tradition schläft das ganze Jahr. Einmal, im Dezember, jedoch erwacht sie: dann versammeln sich die Schüler im Hof und singen im Chor ein altes Lied: «Cé ké léno . . .»

Die Schulbänke sind nicht nur alt, sondern auch verschnitzelt, besonders in der obersten, der ersten Klasse. Viele Generationen haben die Schärfe ihrer Taschenmesser am weichen Holz geprüft. In den Bänken, die unbequem sind, sitzen sechsundzwanzig Lernbegierige — dreiundzwanzig Schüler, drei Schülerinnen. Vor den Bänken erhebt sich ein Pult, über dessen Platte sich der Kopf des Griechisch-Lehrers erhebt: die Haare sind weich, wie die Borsten jener Bürsten, mit denen man Zylinderhüten Glanz verlieh — damals, als man diese Kopfbedeckung noch trug. Sehr weiß ist die Stirne — und dann scheint es, als beginne schon der Bart; denn das Gesicht ist so klein, daß man es kaum beachtet, weil der Bart die Blicke an sich zieht, der Bart, der strömt und wogt, grau-schwarz, wie die Rhone bei Nacht . . .

«Meine Weisheit möchte eine geringe und eine zweifelhafte sein, da sie wie ein Traum ist . . .», übersetzt Buscarlet, dessen Nacken mit Pickeln übersät ist. Sein Gesicht ist bleich. Er arbeitet zuviel, denn er ist Primus und will diesen Titel behalten . . .

(Zwölf Jahre später habe ich ihn in Charleroi getroffen; da hatte er es zum Pastor gebracht in dieser Kohlen-

stadt und predigte am Sonntag vor leeren Kirchenbänken . . . Und Plato, den er so fehlerlos übersetzt hatte, tat er mit einem Achselzucken als Jugendtorheit ab) . . .

«Da sie wie ein Traum ist . . .», wiederholt Professor Dubois, läßt seinen Bart durch die hohle Hand rinnen und fährt fort, fast ohne Pause: «Monsieur Glosère, ich erwarte Sie nach der Stunde. Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen.»

In der obersten Klasse werden die Schüler höflich behandelt. Die Lehrer rufen sie nicht einfach beim Familiennamen — jeder von uns ist ein «Monsieur», ein «Herr».

«Monsieur Glosère» hockt in der letzten Bank und bei der Nennung seines Namens schreckt er auf. Er hat ein schlechtes Gewissen, denn statt der Uebersetzung von Platos Gastmahl zu folgen, hat er unter der Bank Dostojewskys Idioten gelesen.

«Oui monsieur!» stottere ich, stehe auf — und natürlich fällt das dicke, rotgebundene Buch zu Boden. Herr Dubois lächelt in seinen Bart und bedauert in wohlgesetzten Worten, kein platonisches Zitat zu kennen, das auf den Zustand meines Gewissens passe.

Es ist Viertel vor drei. Noch fünfzehn Minuten . . . Ich gehe meine Sünden durch: Die letzte Griechisch-Stunde habe ich geschwänzt, weil ich das psychologische Seminar Professor Claparèdes an der Universität nicht habe verpassen wollen. Eine Entschuldigungskarte habe ich vergessen. Aber Professor Dubois ist sonst nicht pedantisch.

(Fortsetzung Seite 1517)

«Monsieur Glosère» seufzt so tief und geräuschvoll, daß es in der Stille widerhallt. Alles lacht.

Und die Stunde geht weiter. Buscarlet übersetzt fließend. Ich warte, bis das Glockenspiel von St. Pierre ertönt: «Allons danser sous les ormeaux...» Und es ertönt.

Ich bleibe in der Bank sitzen, bis die Klasse leer ist. Dann gehe ich langsam nach vorne und stehe endlich vor dem Lehrerpult.

Der Herr Professor räuspert sich, zieht aus seiner Ledermappe eine Zeitung, setzt einen Hornkneifer auf seine winzige Nase, glättet das Blatt, liest, und während des Lesens bewegen sich die Barthaare rund um seinen Mund, so daß man annehmen kann, er lächle...

Und ich weiß nun, welche Sünde ich begangen habe.

Vor zwei Monaten ist meinem Freund Georg die Feuilletonredaktion einer Zeitung, die dreimal wöchentlich erscheint, angetragen worden. «Journal helvétique» heißt diese Zeitung, aber nur dem Namen nach ist sie helvetisch. Wir haben erfahren, daß sie mit deutschem Gelde finanziert wird — aber ganz sicher sind wir doch nicht. Es ist während des Krieges — im Jahre 1915 — und Georg redigiert also das Feuilleton, umsonst, für nichts, nur um eine Tribüne zu haben, von der herab er seine Erkenntnisse proklamieren kann. Er ist zwanzig Jahre alt, hat schon die Matur hinter sich und studiert die Rechte an der Universität Genf. Er kann also schreiben, was er will; und unter seinem eigenen Namen. Ich muß vorsichtiger sein und mich mit einem Pseudonym begnügen. Nach vielen Beratungen haben wir eins gefunden: «Pointe-sèche», auf deutsch: «Grabstichel», das Gerät, das die Radierer brauchen, um direkt auf die Kupferplatte zu zeichnen...

Letzte Woche ist im «Journal helvétique» ein Artikel erschienen, der mit «Pointe-sèche» unterschrieben ist. Wie schön war es, Korrektur zu lesen, welches Wunder bedeutete es, die Sätze, die mühsam in einer Algebrastunde entstanden waren, nun plötzlich gedruckt zu sehen...

Nur — der Artikel behandelt den Gedichtband eines Lehrers am Collège. Zwar unterrichtet Herr Professor Frank nicht in unserer Klasse — überhaupt, ich habe nie mit ihm gesprochen. Gesehen hab' ich ihn bisweilen: ein kleiner, runder Mann mit so kurzen Beinchen, daß es aussieht, als rolle er über den Hof.

Herr Professor Frank hat ein Buch über Bergson geschrieben — er ist ein Philosoph. Hätte er nur dieses gelehrte Werk verfaßt, niemals wäre es mir eingefallen, ihm mein Mißfallen auszudrücken. Aber er hat einen Gedichtband verbrochen, ein Epos; und das heißt: «Der Sang des Einzelgängers». Verse stehen darin, wie die folgenden:

«Das Weib, es ist ein warmes Bad,
Darin man sich die Adern schneidet,
Sie ist ein Strauß von Blumen fad,
Der ganz morbide Düft ausscheidet...»

Wir haben das Buch gelesen, mein Freund und ich, wir haben gefunden, daß eine derartige Sünde wider den Geist der Poesie bestraft werden müsse. Und da ich das böser Maul habe, bin ich mit der Abfassung des Artikels beauftragt worden.

Es war nicht schwer. Der «Einzelgänger» spricht in seinem zweihundert Seiten langen Epos viel von sich und idealisiert sich. Bald ist er Apoll, schlank gewachsen, mit klarem Blick aus feurigen Augen; bald ist er ein Weiser Griechenlands, der in zwölffüßigen Alexandrinern (ein französisches Versmaß) moralische Erkenntnisse regnen läßt. Was liegt näher als festzustellen, daß Apoll in Wirklichkeit nicht schlankgewachsen, sondern kugelförmig und dick ist, daß die klaren Blicke verschlafen und die Augen nicht feurig sind, sondern vorgewölbt und stumpf?

Dies alles stand, gespickt mit Zitaten aus dem Epos: «Sang des Einzelgängers» in dem Artikel, der unterschrieben war: «Pointe-sèche».

«Glosère, mein Freund», sagt der alte Griechisch-Lehrer, faltet die Hände, stützt sein Kinn auf die Fingerknöchel — und sein Bart wölbt sich vor, wie eine merkwürdige Krawatte, «ich will von Anfang an betonen, daß Sie mir Ehre machen. Zwei Jahre lang habe ich versucht, Sie mit den Schönheiten der französischen Sprache vertraut zu machen — und mein Versuch hat Früchte getragen. Natürlich, Ihr Stil weist noch da und dort Rauheiten auf, die sich mit der Zeit abschleifen werden, dessen bin ich gewiß. Aber, mein Freund! Hier handelt es sich nicht um mehr oder weniger gutes Französisch, sondern um wichtigeres: um Ihr Schicksal! Sie stehen knapp vor der Matur, im allgemeinen sind Sie bei Ihren Lehrern schlecht angeschrieben, man verzeiht Ihnen nur schwer Ihren Mangel an Ernst, Ihren Dilettantismus... Wie oft habe ich Ihnen gesagt, lieber Freund: Das Paradox wird Ihr Untergang sein, am Paradox werden Sie scheitern. Warum? Weil Sie das Paradox nicht als eine nützliche Geistesübung auffassen, sondern weil Sie auf ihm Ihr Leben aufbauen wollen. Das geht nicht, geht auf keinen Fall! Ihr Artikel ist heute an der Konferenz besprochen worden. Sie wundern sich, daß Herr Frank überhaupt von diesem Artikel erfahren hat? Er ist am «Argus der Presse» abonniert, denn er ist ein Mann, der jede Zeile sammelt, die über ihn geschrieben wird. Und Sie wundern sich noch mehr, daß man ohne weiteres gewußt hat, «Pointe-sèche» seien Sie? Ich weiß, ich weiß...» Professor Dubois winkt ab, als ich zu einer Unterbrechung den Mund öffne, «Sie haben es nur einigen in der Klasse mit-

geteilt — unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Sie sind noch jung, mein Freund, sehr jung... An der Konferenz ist beschlossen worden, Sie an der Matur durchfallen zu lassen. Schwer wird es nicht sein — es braucht nur ein wenig schlechten Willen. Und der wird bei allen meinen Kollegen vorhanden sein. Bei mir nicht — das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Aber was nützt Ihnen eine Sechs in Griechisch, wenn Sie in den anderen Fächern lauter Dreien und Zweien haben? — Ich sehe nur einen Ausweg. Sprechen Sie mit Herrn Professor Frank, entschuldigen Sie sich bei ihm. Vielleicht läßt er sich erweichen. Und nachher kommen Sie zu mir — meine Adresse kennen Sie ja.»

Ich kannte die Adresse. Professor Dubois war der einzige Lehrer, der seine Schüler zu sich einlud. In der zweiten Klasse hatte er uns Griechisch und Latein gelehrt und vorher, in der dritten, war er unser Klassenvorstand gewesen.

Der Februarnachmittag war kalt, die Bise klapperte mit den leeren Ästen der Bäume und die Sonne wollte schon untergehen. Sie sah aus, wie eine weiße Fastnachtsmaske und Wolken umgaben sie, flatternde, rote Tücher.

— Herr Professor Frank habe bis vier Uhr Unterricht, erklärte mir der Portier auf meine Frage. Ich solle vor dem Lehrerzimmer warten... Dann verließ er mich, um eine Glocke in Bewegung zu setzen; sie tönte dünn und trostlos, wie ein Armsünderglöcklein...

Und Herr Professor Frank rollte über den Hof. Sein schwarzer Winterpaletot war auf Taille geschnitten, und auf dem Sammetkragen lagen Schuppen, wie winzige Schneeflocken. Dazu trug der Professor einen steifen Hut — einen Gox, eine Melone... Unter das rechte Aermchen hatte er eine rote Ledermappe geklemmt und seine Händchen steckten in gefütterten Glacéhandschuhen...

«Sie wünschen, mein Herr?» Seine Stimme war hoch, piepsend fast. Er runzelte die Stirn. Ueber glänzenden Lackschuhen trug er kurze mausgraue Gamaschen — «spats» wie der Engländer sagt.

«Ich möchte mich entschuldigen, Herr Professor...» sagte ich. «Mein Name ist Glauser, ich habe jenen Artikel verfaßt, der unter dem Pseudonym «Pointe-sèche» erschienen ist...»

Weiter kam ich nicht. Das Händlein, bekleidet mit dem pelzgefütterten Handschuh, hob sich senkrecht im Gelenk, abwehrend, tadelnd. Und im Gesicht, das rund war und rosig angehaucht von der Bise, öffnete sich der winzige Mund und Worte entströmten ihm. Es war ein Schwall.

— Was er mir getan habe, fragte der Herr Professor. Soviel er wisse, könne ich keinen Haß gegen ihn hegen, denn ich sei ihm unbekannt, und er mir wohl auch...

Bei solchem
Wetter habe ich
alle Hände voll
zu tun!



NIVEA-CREME
in Dosen und Tuben
Fr. 0.50 - Fr. 2.40
SCHWEIZER FABRIKAT

Pilot A. G., Basel.

107

Kein Wunder! Nur NIVEA enthält "Eucerit", das Kräftigungsmittel für die Haut. Ihre Haut hat NIVEA-Creme nötig, um widerstandsfähig zu werden. Eine mit NIVEA gekräftigte Haut bleibt zart, weich und geschmeidig, trotz nassen und kalten Wetters. Rote Hände, rauhe und aufgesprungene Haut brauchen Sie nicht zu quälen, wenn Sie noch heute beginnen, Ihre Haut mit NIVEA-Creme zu kräftigen.

Oder? Warum dann dieser Angriff? Dieser taktlose Angriff? Mehr als taktlos sei er. Es sei unerlaubt, daß ein junger Mensch, kaum der Schule entwachsen, sich erlaube, sich erfreue, einen Mann zu kritisieren — was! zu kritisieren!... Das sei keine Kritik mehr! Das sei offenkundige Gemeinheit! Gemeinheit, jawohl! Das übersteige, das überflute alle Dämme der erlaubten Kritik! Kritik habe objektiv zu sein. «Objektiv! Jawohl, mein Herr! Und nicht persönlich! Sie werfen mir vor, daß ich dick bin. Was kann ich dafür? Mein Vater ist dick, meine Mutter ist dick... Ich selbst, mein Herr, ich habe drei Entfettungskuren hinter mir... Ich faste, mein Herr, ich kasteie mich — kann ich etwas dafür, daß mein Fettansatz zunimmt? Es ist eine Störung der Drüsenfunktionen, mein Herr... Kann man mich für die gute oder die schlechte Funktion meiner Drüsen verantwortlich machen? Antworten Sie mir! Nein, schweigen Sie! Ich will nichts von Ihnen hören. Nichts, gar nichts! Verstehen würde ich Sie noch, mein Herr, wenn Sie aus Rache gehandelt hätten — aber nein! Wir kennen uns nicht. Nie habe ich Ihnen etwas in den Weg gelegt. Und Sie wollen mich rücklings erdolchen? Wie ein Meuchelmörder? Mein Herr, Sie haben ein Verbrechen begangen, ein widerwärtiges Verbrechen. Mein Vater war dick, meine Mutter war dick. Ich selbst, mein Herr, habe drei Entfettungskuren durchgemacht; bin ich für meine Hormone verantwortlich? ...»

Die letzte Silbe wurde mit so hoher Stimme gesprochen, daß sie nur ein Kreischen war. Der steife Hut war in den Nacken gerutscht, Schweißperlen standen auf der Stirn. Und ich senkte den Kopf. Der Mann hat recht, dachte ich. Es ist eine Gemeinheit gewesen, diesen Artikel zu schreiben. Schließlich, er kann wirklich nichts dafür, daß er dick ist — und wenn auch die Art seiner Verteidigung lächerlich wirkt, so ist das nicht seine Schuld. Er ist im Recht, er ist vollkommen im Recht! Angenommen, ich hätte ein krummes Bein und jemand würde dieses Bein verspotten — was würde ich dann sagen? Auch ich würde finden, es sei gemein. Und ich senkte den Kopf und sagte:

«Ich gebe gerne zu, daß ich gemein gewesen bin. Aber wollen Sie nicht bedenken, Herr Professor, daß es mir leid tut und daß ich bereit bin, einen Widerruf zu veröffentlichen...»

Weiter kam ich nicht. «Einen Widerruf? Einen Widerruf? Um sich weiter über mich lustig zu machen? Nicht wahr? Sie wollen erklären, ich sei weniger dick? He? Erzählen, was ich Ihnen mitgeteilt habe? Von meinen Abmagerungskuren sprechen? Meine Eltern in die Geschichte hineinziehen? Wie?»

«Das liegt mir vollkommen fern...»

«So? Fern liegt Ihnen das? Das glauben Sie selbst nicht. Ich will nichts, keinen Widerruf. Nichts. Ich werde dafür sorgen, daß Sie an der Matura durchfallen, wenn Sie wollen, dürfen Sie dies in Ihrem Käseblatt publizieren... Meinetwegen... Aber ich werde Sie vernichten! Vernichten werde ich Sie!»

Und Herr Professor Frank stapfte davon. Die Sonne war untergegangen und die Straßen, durch die ich ging, waren kalt und grau. Ich ging zu meinem Freund Georg. Er versuchte mich zu trösten. Was nützt Trost? Der kleine dicke Mann hatte recht, es war gemein von mir gewesen. Nun mußte ich die Suppe auslöffeln.

Und ich habe sie ausgelöffelt. Es ging alles in einem: Große Liquidation. Ich verließ Genf und ließ mich in Zürich für die kantonale Matur einschreiben. Ja, ich bestand sie sogar, zwei Monate später, ein Vierteljahr vor meinen Mitschülern in Genf. Aber in Zürich wollte man mir das Zeugnis nicht geben, es sei denn, ich könne beweisen, daß ich freiwillig aus dem Genfer Collège ausgetreten sei...

Ich schrieb meinem ehemaligen Griechisch-Lehrer und er setzte sich für mich ein. Mein Fall wurde im Staatsrat verhandelt und mit Stimmenmehrheit beschlossen: Die Kritik über den «Sang des Einzelgängers» sei als eine rein literarische Angelegenheit zu werten und nicht als Angriff eines Schülers gegen seinen Lehrer.

Der Direktor des Collège de Genève mußte mir ein Abgangszeugnis schreiben; und ich konnte mich an der Zürcher Universität immatrikulieren lassen. Ich wollte Chemiker werden...

Aber statt Chemie zu studieren wurde ich Dadaist. Man entgeht seinem Schicksal nicht. Und wenn ich später oft habe hungern müssen, so war das eine Strafe: «Mein Vater war dick, meine Mutter war dick, ich selbst, mein Herr, habe drei Entfettungskuren durchgemacht... Bin ich für meine Hormone verantwortlich?»

Nein. Herr Professor Frank war nicht für seine Hormone verantwortlich. Und darum ist es ganz in der Ordnung, daß «Pointe-sèche» hat hungern müssen...

My house is my castle

«Mein Haus ist meine Burg», diesem Spruch lebte schon der Potsdamer Müller nach, als er seine Mühle gegenüber den Ansprüchen des königlichen Schlossherrn von Sanssouci verteidigte. Mit Erfolg, denn seine Mühle blieb stehen.

Ein ähnlich renitenter Herr, wie dieser Müller, lebte auch in Amsterdam. Er besaß ein Häuslein und besitzt es noch, das als Jahr seiner Erbauung 1648 angibt. Es sind vielleicht dreißig Quadratmeter, die sein Erdgeschoß bedeckt. Darüber ist es auf einer Seite mit drei Stokwerken von kaum 3x4 Meter je hochgeführt. Ein Haus, von dem man wirklich nur im Diminutiv sprechen kann. Kein König und auch keine Königin machte Anspruch auf den bescheidenen Bau, in dessen Nähe der mächtige Zentralbahnhof gebaut wurde. Was kann die neue Zeit mit solch einem Häuslein beginnen? Es kann höchstens mit ein paar Nachbarhäuslein abgerissen werden, um einem Neubau Platz zu machen. Diesem Schicksal sind die Nachbarn auch zum Opfer gefallen, der Neubau steht und nennt sich Hotel Viktoria, aber auch das 1648iger Häuslein steht noch. Alle Angebote, die namens der Viktoria gemacht wurden, fanden kein Gehör und so kam es, daß

der Hotelbau keine Fassade oder als Fassade eben das alte Häuslein hat, um das herum gebaut werden mußte. Zwei Flügel des Hotels stehen an der Straße und zwischen ihnen steht, von der Viktoria in den Armen gehalten, wohlgeborgen und als Kuriosum, das alte Häuslein.

Ein anderes Denkmal der Renitenz steht an der Straße, die von Amsterdam nach der bekannten Blumenstadt Haarlem führt. Eine breite, vorbildliche Autostraße ist gebaut und manches, was seit Jahren stand, mußte weichen, um dem modernen Verkehr Durchlaß zu gewähren. Aber siehe da, das breite, schöne Straßenband teilt sich auf einmal in zwei, wie der Fluß am Brückenpfeiler, entzwei geschnitten von einem Haus, das da steht, als sei sein Abbruch vergessen worden. Das Haus hat keine besonderen Merkmale, die ihm vielleicht einen historischen Wert geben und einen Heimatschutz zu seiner Erhaltung auf den Platz gerufen hätten. Nein. Es steht buchstäblich im Wege, der sich vor ihm teilt und hinter ihm wieder schließt. Niemand begreift, warum das so sein muß, außer dem Besitzer dieser Trozburg, dem es nun einmal nicht paßte, daß es abgerissen wurde und der es möglicherweise auch selbst nicht mehr begreift.

Su.



JEZLER
ECHT SILBER